

DAS GESCHRIEBENE WORT ALS FUNDAMENT

von Susanna Koeberle (Text)
und Manuel Herz (Fotos)

Den Architekten eines Sakralbaus stellt man sich gemeinhin als reifere Persönlichkeit mit entsprechender Erfahrung vor. Etwas anders liegt der Fall beim Architekten Manuel Herz, der 1999 gleich nach dem Studium den Wettbewerb für den Bau der Synagoge in Mainz gewann. Eine ungewöhnliche Aufgabe für einen Jungarchitekten, die Herz bravourös gemeistert hat.

Das jüdische Gemeindezentrum Mainz von Manuel Herz wurde 2010 eingeweiht. Der ungewöhnliche Bau erregte damals viel Aufmerksamkeit.

M

ehr als zehn Jahre liegen zwischen dem Architekturwettbewerb und der Vollendung der Synagoge in Mainz. Dass der Bau erst 2010 fertiggestellt wurde, hängt aber nicht mit dem Entwurf zusammen, sondern mit der Sicherstellung der Finanzierung dieses relativ komplexen Bauprojekts. Das langjährige Warten (bei Walter Benjamin eine Form der profanen Erleuchtung...) war zwar aufreibend, ermöglichte andererseits einen Diskurs, der für Stadt und Bauherrin eine langsame Annäherung an dieses Bauwerk ermöglichte. Als der markante Bau dann schliesslich eingeweiht werden konnte, erregte er auch medial grosse Aufmerksamkeit. Mittlerweile ist der Alltag eingekehrt, die Synagoge ist zum integralen Teil des städtischen Bilds von Mainz geworden. Sechs Jahre nach der Realisierung sprach Modulør mit Manuel Herz: Wie geht man als Architekt mit einer solchen Herausforderung um? Was waren die Kriterien für den Entwurf? Was bedeutet es, in Deutschland eine Synagoge zu bauen? Es sind Fragen, die einerseits das Thema Sakralbau an sich und im Besonderen jüdische Religiosität und Kultur berühren, gleichzeitig aber auch den städtebaulichen sowie sozialpolitischen Umgang damit betreffen.

DIE GESCHICHTE DES ORTES

Zum besseren Verständnis des Projekts muss man die Geschichte der Stadt Mainz und ihre Bedeutung für das Judentum beleuchten. In Mainz lebt eine der ältesten und traditionsreichsten jüdischen Gemeinden Europas. Dies ist unter anderem auf den grossen Rabbiner Gerschom ben Jehuda (960–1040) zurückzuführen, dessen Lehren und Texte Auswirkungen auf das gesamte Judentum hatten. Seine Bedeutung zeigt sich auch in seinem Übernamen «Meor Hagola» (Licht der Diaspora). Diesen Namen trägt auch das neue Gemeindezentrum in Mainz. Es knüpft damit bewusst weit zurück an die Geschichte dieses Ortes an. Allerdings hat gerade die grosse Tradition jüdischer Präsenz in dieser Stadt ihre Schattenseiten: In keiner anderen Stadt wurden Juden so häufig vertrieben und ermordet. Als Gegenpol dazu steht Mainz denn auch für den unerschütterlichen Glauben dieser Gemeinde, an dieser geschichtsträchtigen Stätte eine Daseinsberechtigung zu haben. Nach dem Holocaust wurde die Gemeinde durch eine kleine Anzahl von Juden neu gegründet und wuchs später durch Zuwanderung aus dem Osten wieder stetig an, sodass die bestehenden Räumlichkeiten den Anforderungen der Gemeindeaktivitäten nicht mehr gerecht wurden. Man entschied sich aus diesem Grund für einen Neubau. Die ehemalige Synagoge von 1912, die 1938 bei Pogrom

Der Schnitt zeigt die markante auf- und absteigende Silhouette des Sakralbaus. Man erkennt hier auch die fünf Buchstaben des Wortes Kedescha (Heiligung, Segen).



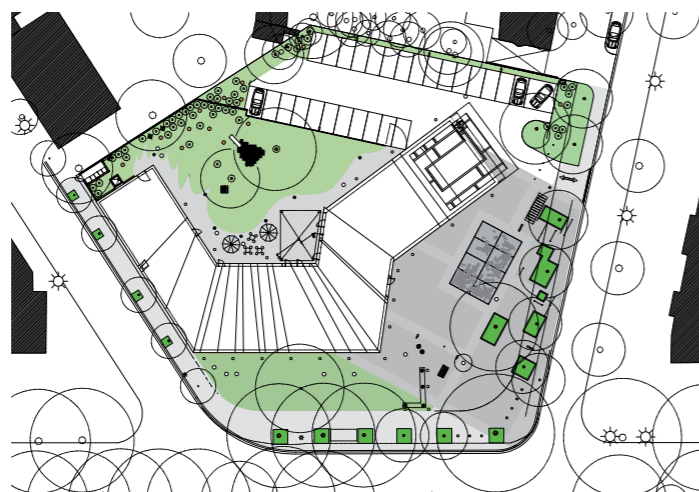
men zerstört wurde, war ein typischer Synagogenbau aus dieser Epoche. Im vorherrschenden Baustil der damaligen Zeit erbaut, widerspiegelt er die Tatsache, dass das Judentum in seiner Geschichte kein eigenes Genre der Synagogenarchitektur entwickelt hat. Die jüdische Gleichberechtigung, die in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlangt worden war, fand in zwei Typologien des Synagogenbaus ihren Widerhall. Es ging dabei einerseits darum, sich mit den Bauten an die deutsche bürgerliche Identität anzupassen (wie im Fall der Mainzer Synagoge von 1912) oder umgekehrt als Zeichen der Emanzipation bewusst einen «fremden», orientalisierenden Baustil zu pflegen.

Auch Manuel Herz' neue Synagoge gibt sich betont eigenständig und möchte sich schon gar nicht auf den zerstörten Vorgängerbau beziehen. Sie nimmt auf selbstverständliche und unsentimentale Weise auf die jüdische Tradition Bezug, im Besonderen auf das Judentum der Diaspora. Freilich manifestiert sich diese entspannte Haltung auf sehr subtile Weise. Ein wichtiger Aspekt dabei ist der Umgang mit dem Thema Sakralgebäude im Stadtgefüge. Der Basler Architekt, der zuvor mit seinem Büro in Köln sass, setzte bei der Platzierung des Baus im Stadtraum bewusst auf ein dezentes Einfügen in das gewachsene Wohnviertel der Mainzer Neustadt statt auf einen effekthascherischen Soloauftritt. Mit dem Aufgreifen des Themas Blockrandbebauung nimmt der Architekt dem Bau seine «Heiligkeit» und verleiht ihm etwas Alltägliches. Zudem entsteht durch das Abknicken des Baukörpers ein öffentlicher Vorplatz, der das Gebäude im städtischen Gefüge verankert und diesen Raum dadurch auch für die nicht jüdische Bevölkerung nutzbar macht. «Ich wollte kein Gebäude erzeugen, dem die Öffentlichkeit mit übertriebener Hochachtung begegnet oder das Distanz schafft, sondern im Gegenteil etwas kreieren, das eine Unbekümmertheit und Leichtigkeit ausstrahlt. Der Vorplatz sollte nicht nur Synagogenplatz, sondern auch Pausenbrotplatz sein», erklärt Herz im Gespräch. Die ungewöhnliche Materialität der Fas-

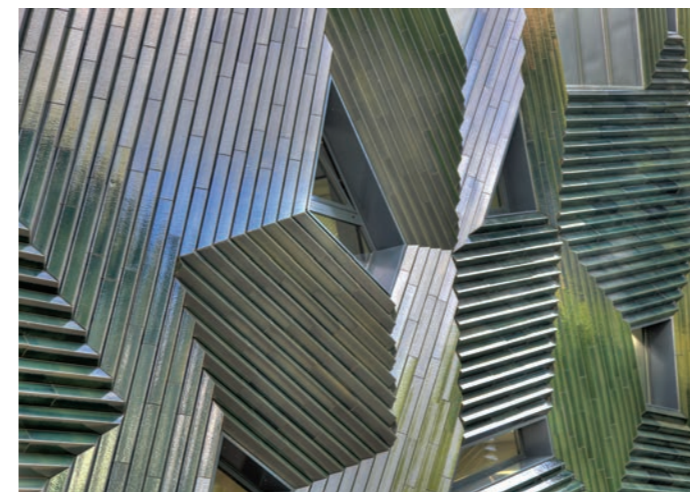
sade mit ihrer geriffelten und dadurch dreidimensionalen Oberfläche verstärkt dieses dialogische Element und löst Neugierde aus, sie bewegt dazu, sich dem Gebäude zu nähern, es auch anzufassen. «Ich höre immer wieder, dass Passanten das Gebäude streicheln», erzählt Herz nicht ohne Stolz.

SPIELERISCHE SAKRALITÄT

Diese fast spielerische Handhabung des Themas Sakralität bedeutet aber keineswegs, dass Herz nicht an Inhalten interessiert ist. Im Gegenteil. Die vielschichtige Bezugnahme auf das Judentum und seine Kultur beginnt schon bei der Form des Gebäudes. Seine auf- und absteigende Silhouette wird durch die abstrahierte Form der fünf Buchstaben des Wortes Kedescha geprägt. Kedescha hat auf Hebräisch verschiedene Bedeutungen: Heiligung, Segen oder Erhöhung. Zudem heisst so auch ein zentrales Stück der jüdischen Liturgie. Auch im jüdischen Alltag spielt dieser Begriff eine wichtige Rolle: Durch das Sprechen des Segenspruches wird ein profaner Gegenstand wie etwa Wein oder Brot zu etwas Besonderem, etwas Heiligem. Das Gebäude symbolisiert ebenfalls diesen Akt der Heiligwerdung, wobei Herz dem Wort Symbol gegenüber skeptisch ist, nicht zu Unrecht vielleicht. Denn gerade die physische Präsenz der Schrift ist bei diesem Bau nicht symbolisch, sondern steht in



Situation: Manuel Herz nimmt das Thema der Blockrandbebauung auf. Der abgeknickte Baukörper erzeugt einen öffentlichen Vorplatz.

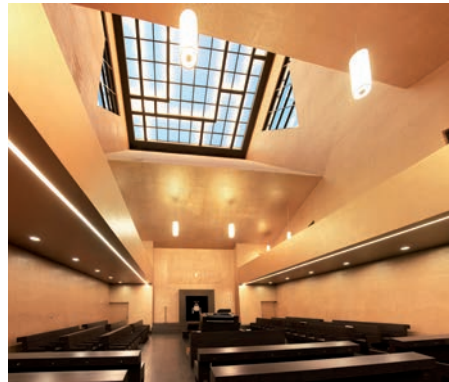


Auch die geriffelte, glasierte Keramikfassade verweist auf das Thema der Schrift. Durch die konzentrisch angeordneten Muster entsteht in der Oberfläche eine Dreidimensionalität.

Die Synagoge fällt durch ihre unregelmäßige Form, die aparte Keramikfassade und die grüne Farbe auf.

seiner Unmittelbarkeit für sich selber, verweist nicht auf anderes, sondern ist selbstreferenziell, quasi zu Stein gewordene Schrift. Allerdings soll das Wort Koduscha nicht direkt lesbar sein, denn die primären Kriterien für die Wahl dieser Form waren städtebauliche Überlegungen, wie der Architekt betont.

Dem Konzept der Schrift, der Worte und Buchstaben kommt im Judentum eine zentrale Bedeutung zu. Man könnte sogar von einer räumlichen Dimension der Textkörper sprechen. Vor allem der Talmud (neben der Thora einer der wichtigsten Texte des Judentums), der nach der Zerstörung des zweiten Tempels geschrieben wurde und damit den Beginn der Diaspora, des jüdischen Exils, markiert, wird von Manuel Herz als räumliches, quasi architektonisches Modell gelesen. Als Ersatz für den Verlust von Jerusalem wird der Text zu einem Ort. Auch die fragmentarische, verschachtelte Anordnung der unterschiedlichen Textteile sowie die darin enthaltenen Argumentationstechniken, die stark mit Buchstaben spielen, bekräftigen diese These. So bildet denn die Objektqualität von Schrift auf unterschiedlichen Ebenen die Basis für den Entwurf der neuen Mainzer Synagoge. Nebst der bereits erwähnten Grossform des Baukörpers und dem Thema des Einritzens bei der Fassade wird dieses Thema auch im Inneren, im eigentlichen Gebetsraum, fortgeführt. Die Wände sind mit mosaikartigen Reliefs versehen, die aus beliebig angeordneten, dicht aneinandergereihten hebräischen Buchstaben bestehen. An einigen Stellen lichtet sich dieses Buchstaben-Tohuwabohu; aus diesem Meer tauchen Inseln gleich Texte auf. Es sind entweder wichtige Gebete oder «Piyutim», religiöse Dichtungen, die von Mainzer Rabbinern während des Mittelalters geschrieben wurden und die Geschichte von Mainz erzählen. Weniger ortsbezogen, aber doch ein jüdisches Motiv aufnehmend, ist der zentrale Gebetsraum. Obwohl dieser jeweils nach Jerusalem ausgerichtet sein muss, findet der Gottesdienst in der Regel aus der Mitte der Gemeinschaft heraus statt. Der Architekt löste dieses räumliche Dilem-



Der Vorplatz der Synagoge ist bewusst so konzipiert, dass er auch von der nichtjüdischen Bevölkerung genutzt werden kann. Durch das Platzieren in die Mitte der Stadt wollte Herz dem Gebäude seine «Heiligkeit» nehmen.

Durch das hornförmige Volumen (welches das Schofar-Horn zitiert) gelangt Licht in die Mitte des Gebetsraumes.

ma geschickt, indem er in der Mitte des Raumes ein hornförmiges Volumen nach Osten hin orientierte, das im selben Zug auch Licht an die Stelle lenkt, an der aus der Bibel gelesen wird. Die Hornform zitiert zugleich das Schofar, das Widderhorn, das während des Gottesdienstes des jüdischen Neujahrs geblasen wird. Bewusst verzichtete Manuel Herz hingegen auf Klischeesymbole wie den Davidstern, der eine zionistische Konnotation besitzt. Weder Israel noch der Holocaust sollen hier thematisiert werden. Es sind Themen, welche die Gefahr einer politischen Instrumentalisierung bergen, die Herz unbedingt vermeiden wollte. Auch

dass er selber Jude ist, möchte er nicht in den Vordergrund stellen. «Ich bin Jude und Architekt, aber es wäre mir sehr unsympathisch, wenn mir das Label jüdischer Architekt gegeben würde», sagt er mit einem Schmunzeln. Zudem gebe es genug Beispiele von gelungenen Sakralbauten, die nicht von Architekten der entsprechenden Glaubensrichtung entworfen worden seien. Diese undogmatische Haltung hat etwas Aufgeschlossenes. Es ist eine Haltung, die das Thema Sakralbau auf einem Terrain abhandelt, das vor allem der architektonischen und städtebaulichen Qualität verpflichtet ist. Wortwörtlich. 